

# Der Einfluss der Medien auf die religiöse Entwicklung von Jungen und Mädchen

Der Einfluss  
der Medien  
auf die  
religiöse  
Entwicklung  
von Jungen  
und Mädchen

Rolv Nørvik Jakobsen

## Einführung

- Früher war alles besser!
- Wann früher?
- Vor dem Krieg, vor dem Fernsehen, vor den Computern, einfach vor allem, vor dem Heute.
- Das möchte ich bezweifeln.

## Früher

Um die Gegenwart zu beschreiben, ist es ganz hilfreich, sie im Kontrast zur Vergangenheit zu sehen. Diese Methode machen sich Werbeanzeigen häufig zunutze. Einem Schwarzweißbild, das den Stand technischen Könnens von „früher“ anzeigt, wird ein Farbfoto von heute gegenübergestellt, was dann praktisch heißt: Vor dem „Tag X“ war die Welt doch eigentlich recht trostlos. In ähnlicher Weise, was die Methode betrifft (nur umgekehrt), pflegen hochrangige Kirchenführer und Theologen die Gegenwart wiederzugeben. Die Beziehung zwischen früher und heute wird häufig so gesehen, dass das eine lediglich die Kehrseite des anderen ist. Nach dem Tag X, also nach der „Wende“ sozusagen, wurde alles nur noch schlimmer. Die fragliche Wende konnte alles Mögliche sein: „die Sünde“, „die Industrialisierung“, „die Popkultur“ oder „die Massenmedien“, „die Säkularisierung“ oder eine Kombination dieser oder anderer Sachverhalte. Das Bild der Gegenwart, das so vor den Augen ersteht, ist entweder trostlos oder chaotisch. Und so, wie sie geschildert wird, vermittelt sie oft das Gefühl von Trauer oder Nostalgie. Doch natürlich können die gegenwärtigen Übel, wenn auch nicht als letztes Wort oder als Ausgangsbasis gedacht, die passende Begleitmusik für einen Aufruf zur Umkehr sein. Mit diesem Beitrag möchte ich nicht etwa all diese Bilder wieder „ins rechte Lot“ rücken, indem ich eine Darstellung biete, die sich wie eine Werbeanzeige zum Vergnügen der heutigen Postmoderne liest. Meine Absicht besteht vielmehr darin, die realen Herausforderungen zu schildern, denen sich der christliche Glaube in unserer Zeit gegenübergestellt sieht. Zu diesem Zweck muss man wohl zuerst einige der üblichen Stereotypen in Frage stellen.



## War es früher wirklich besser?

Ich wuchs in Norwegen auf, einem Land in Nordwesteuropa, das während meiner Kindheit in den fünfziger und sechziger Jahren ethnisch und religiös das Bild einer Monokultur bot. Über 90 Prozent der Bevölkerung gehörten der Lutherischen Staatskirche an, die sich zutreffend, wie es schien, die Kirche Norwegens nannte. Das Land kannte so gut wie keine Zuwanderung und die einheimische Minderheit, das Volk der Samen, war im öffentlichen Leben bzw. in den Medien so gut wie nicht präsent. Ebenso wenig wahrgenommen wurden die vielen anderen Leute, die nicht der heterosexuellen Norm entsprachen. Natürlich haben unsere Eltern uns nicht belogen, wenn sie behaupteten, weder Schwule noch Lesben zu kennen (was selbstverständlich nicht stimmte). Norwegen war eine sozialdemokratische Gesellschaft, die allen Bürgern nur ein Schul- und Sozialsystem anbot. Die nationale Rundfunkanstalt besaß ein Medienmonopol. Das Radio und später das Fernsehen verfügten lediglich über einen Kanal. Das alles trug weitgehend zum Entstehen einer einheitlichen nationalen Identität bei. Jeder, den ich kenne, hörte und sah wirklich die gleichen Kinderprogramme. Viele der beliebtesten Kindersendungen und Kinderbücher zeichneten durchaus realistisch das Bild einer egalitären Gesellschaft ohne Fremde und ohne jede Form von Religion. Freilich gab es da auch noch die Nachrichten: Ich erinnere mich zum Beispiel an die traurige Meldung vom Tod Kennedys, an die Sendungen von der Kubakrise, die uns Angst einjagten, und an die doch etwas beruhigendere Wirkung der Wettervorhersage: gutes oder schlechtes Wetter, irgendwie hatte es Sinn, von einem Morgen zu sprechen.

## I. Aufbruch in eine neue Kultur

### 1. Theologische Interpretationen der Medien

In einer Vorlesung 1952 in den USA, die 1958 veröffentlicht wurde, erklärte Rudolf Bultmann, „die Weltanschauung der Schrift ist mythologisch und daher für den modernen Menschen nicht annehmbar, dessen Denken von der Naturwissenschaft her geformt wird und deshalb nicht mythologisch ist“. Und er gab folgende nichtmythologische Interpretation der modernen Medien:

*„Oder denken wir einfach an die Zeitungen. Haben Sie dort irgendwo gelesen, dass politische, soziale oder ökonomische Ereignisse von übernatürlichen Mächten bewirkt werden, von Gott, den Engeln oder Dämonen? Solche Ereignisse werden immer den natürlichen Kräften zugeschrieben oder dem guten oder schlechten Willen aufseiten der Menschen oder der menschlichen Klugheit oder Dummheit.“<sup>1</sup>*

Ich weiß nicht, ob das eine hieb- und stichfeste Deutung der Mediensituation vor fünfzig Jahren war. Als Beschreibung heutiger Verhältnisse nach dem 11. September, einer Welt, wo „Gott“ als politisches Argument instrumentalisiert und der Feind dämonisiert wird, ist sie sicher unangemessen. Für Bultmann ist es völlig klar, dass „die Natur des Menschen sich in der modernen Literatur wider-



spiegelt“. Die angeführten Beispiele dieser Literatur sind alles westliche Autoren, männlich und mit einer Tendenz zum Realismus und Existentialismus. So war Literatur damals *vor* den ganz anderen „magischen Realismen“ Afrikas, Asiens und Lateinamerikas. Es ist ein Literaturkanon, zu dem kein feministischer Schriftsteller, geschweige denn eine Schriftstellerin Zutritt gefunden hätte.

In einigen protestantischen Theologien des 20. Jahrhunderts war schon das Wort „Religion“ als solches negativ besetzt. Das christliche Evangelium sei keine Religion, argumentierte man. Das klingt in unseren Ohren heute reichlich merkwürdig. Doch vor fünfzig Jahren lachte niemand über derartige Äußerungen. Noch schlechter klang in den Ohren protestantischer Theologen das Wort „Magie“. Karl Barth gebraucht es in seiner *Kirchlichen Dogmatik* tatsächlich dreimal, um gegen eine magische Auffassung<sup>2</sup> vom Taufsakrament Stellung zu beziehen. Für Barth und die meisten seiner zeitgenössischen Leser hatte das Wort „magisch“ offensichtlich einen negativen Beigeschmack.

## 2. Die Rückkehr des Magischen

Diese Situation hat sich meiner Meinung nach heute gewandelt. Zumindest für Nicht-Theologen ist „das Magische“ wiederum ein Wort für das Unerwartete, Unvorhersehbare geworden, für Veränderungen und Ereignisse, die sich einer Wiedergabe in der gewöhnlichen Alltagssprache entziehen. Ein Ausdruck wie „The Magical Mystery Tour“ [Titel einer LP der Beatles, Anm. des Übersetzers] steckt voller Spannung und klingt keineswegs gefährlich. Doch vielleicht war das ja schon lange so gewesen. Wenigstens für Nicht-Theologen.

Man kann diese Rückkehr des Magischen überall im öffentlichen Leben beobachten: in Büchern, Filmen und Computerspielen, die für Kinder und Jugendliche hergestellt werden oder bei ihnen beliebt sind. Der Riesenerfolg der Harry-Potter-Bücher, die von einem Jungen handeln, der eine Zaubererschule besucht, und all das, was sich, einschließlich des Films, als Nebenprodukt „dranhängte“, hat diese Rückkehr überall in den verschiedenen westlichen Gesellschaften sichtbar vor Augen geführt.

Das gleiche gilt von der Verfilmung von Tolkiens Buch *Der Herr der Ringe*. Interessant ist, dass der Film, der vierzig Jahre nach dem Buch gedreht wurde, nicht im geringsten versucht, die mythischen bzw. magischen Elemente der ursprünglichen Erzählung über die Suche nach dem Ring herunterzuspielen. Im Gegenteil, diese Elemente sind für seine Botschaft geradezu wesentlich. Tolkiens Werk, das von einer mythologischen Weltansicht christlicher Prägung ausgeht, hat die Entwicklung verschiedener Rollenspiele inspiriert und sein Einfluss ist noch heute in vielen Video- und Computerspielen erkennbar. In einigen der beliebtesten ist der Spieler

### Der Autor

Rolv Nøtvik Jakobsen, Dr. theol., ist außerordentlicher Professor für Homiletik und Praktische Theologie am Seminar für Praktische Theologie der Universität von Oslo und Pfarrer der Lutherischen Kirche Norwegens. Er lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in Oslo. Er veröffentlichte Beiträge zur narrativen Theologie, zu homiletischen Fragen und verfasste Artikel über verschiedene literarische und theologische Themen. Anschrift: Husebygrenda 4, 0370 Oslo, Norwegen. E-Mail: r.n.jakobsen@teologi.uio.no.



tatsächlich in der Lage, die Weltgeschichte insgesamt zu verändern, Städte zu bauen und menschliche Wesen zu erschaffen und zu formen. In einem, dem populären Computerspiel „Black and White“, wird der Spieler aufgefordert, tatsächlich die Rolle Gottes bzw. verschiedener Gottheiten zu übernehmen, die keinen ethischen Regeln unterliegen und die dadurch Macht gewinnen müssen, dass sie die Menschen dazu bringen, an sie zu glauben.

„Magisch“ ist für heutige Jungen und Mädchen keineswegs ein abschätziges Wort. In engem Zusammenhang damit hat auch das Wort „religiös“ nichts Peinliches an sich, etwas, dessen man sich schämen müsste. Im Zuge der Pluralisierung westlicher Gesellschaften wird die Erfahrung der religiösen Dimensionen des Lebens jedoch eher mit *den* „Religionen“ im Plural als mit nur einer, nämlich der vorherrschenden, in Verbindung gebracht. So ist auch nach Meinung vieler Sozialwissenschaftler „Pluralisierung“ wahrscheinlich ein besserer Schlüssel für das Verständnis postmoderner gesellschaftlicher Prozesse als das Wort „Säkularisierung“. Aus dieser Sicht besteht die Herausforderung für die christlichen Kirchen nicht darin, die biblischen Wunder oder die religiösen Dimensionen des Glaubens mit großem Energieaufwand plausibel bzw. annehmbar zu machen. Gerade sie machen ja den Glauben für viele Menschen anziehend und sind keineswegs die Stolpersteine, die sie noch für Bultmann waren. Der neue mythologische Stoff ist vielmehr, da wesentlich von einer christlichen Weltsicht geprägt, eine Ressource für die Kommunikation der Kirchen mit Kindern und Jugendlichen. Die gemeinsame Suche nach dem Ring ähnelt doch in vielem der christlichen *Nachfolge* in Gemeinschaft. In mancher Hinsicht geben jedoch die Freunde Harry Potters ein wirklichkeitsnäheres Bild wahrer christlicher Gemeinschaft ab als die nur männliche *Gemeinschaft des Rings*, da wenigstens eine der drei Personen in J. K. Rowlings Geschichte ein Mädchen ist.

### 3. Globalisierung und Individualismus

Heutige Kinder in Nordwesteuropa sind dem Einfluss von Musik, Filmen und Nachrichten aus aller Herren Länder viel mehr und viel stärker ausgesetzt als wir es vor dreißig Jahren waren. Sie wissen natürlich, wie man mit dem Computer spielt und Spielekonsolen bedient, und sie werden mit den Anforderungen der Computertechnik besser fertig als die meisten Erwachsenen. Infolgedessen sind ihre Fähigkeiten, eine Fremdsprache zu verstehen und visuelle Zeichen und internationale Codes zu deuten, ungewöhnlich hoch. (Leider muss man sagen, dass die Fremdsprachenfähigkeit nicht für Kinder in englischsprachigen Ländern gilt. Die hier gemeinte Fremdsprache ist natürlich Englisch.) Zwölfjährige Kinder haben oft eine bessere Aussprache des Englischen als ihre Eltern. Ihre Fähigkeit, mit Computern umzugehen, ganz zu schweigen von ihrer Geschicklichkeit bei Videospiele, ist größer als die der meisten Erwachsenen, die fachlich kompetent sind. Damit gehören aber auch die traditionellen Methoden, den IQ zu messen, die ja stark von der Fähigkeit abhängen, visuelle Zeichen zu deuten, bereits der Vergangenheit an.

Das Gute daran für die religiöse Entwicklung ist ein geschärftes Bewusstsein für



den internationalen und ökumenischen Hintergrund des Ganzen. Die Fähigkeit, den Sinn von Zeichen zu erfassen und mythische und kulturelle Verschlüsselungen zu verstehen, ist gerade bei einer Religion wie der christlichen, die sehr stark von sichtbaren Zeichen und einer kodierte Sprache abhängt, etwas durchaus Positives. Videospiele befähigen in der Tat den Spieler, ein besseres Gefühl für den Raum mit seinen drei Dimensionen zu entwickeln. Nach meiner Erfahrung sind Kinder mit diesen Fähigkeiten besser als wir damals imstande zu verstehen, was zum Beispiel in einer christlichen Kathedrale eigentlich geschieht; sie interessieren sich für den Reichtum an Zeichen, schauen hoch und herum und entdecken dabei die Dreidimensionalität des Raumes und die Richtungen des Gebäudes. Ihr Blick ist nicht auf das fixiert, was sich gerade vor ihnen befindet und auf gleicher Höhe liegt (wie bei uns früher), sondern flexibel und möglicherweise kühler, geschult von Filmen, dreidimensionalen Spielen und dem Stadtverkehr. Doch wenn sie die Wahl haben, entweder in den Bildschirm oder in den „realen“ Raum zu schauen, bevorzugen sie doch lieber den Bildschirm.

Das Problem bei dieser Fähigkeit, *sowohl* mit dem Entfernten, dem Raum und den Zeichen zurechtzukommen *als auch* mit einer Sache, die einem so nahe ist wie der eigene Körper, wie die sinnliche und individuelle Erfahrung des Bildschirms, ist das, was dazwischen liegt: es sind die Menschen, die sich zufällig in der Nähe, um einen herum, befinden. Und in einer christlichen Kirche sind das nicht Geringere als die zum Gottesdienst versammelten Mitglieder der Ortsgemeinde: Sie sind keineswegs ein willkürlicher Teil des Glaubens, auf den man auch verzichten könnte.

## II. Das Problem der Pluralität

### 1. Von *der* Religion zu *den* Religionen

Religion wird heute aus unterschiedlichen Gründen nicht mehr als Wort im Singular angesehen, das die eine gerade vorherrschende Religion meint, sondern existiert in einer Vielfalt von Erscheinungsformen, also nur noch im Plural, d.h. in *den* verschiedenen Religionen. Infolge dieser veränderten Sicht bzw. Einstellung gibt es Anzeichen für einen offenbar spontanen Austauschprozess zwischen den verschiedenen religiösen Traditionen auf lokaler Ebene. Jungen und Mädchen suchen sich heute einzelne Bruchstücke aus diesen Traditionen heraus und fügen sie zu einer neuen, ganz persönlichen Glaubensorientierung zusammen. Diesen Prozess kann man in einem weiten und zugleich örtlich begrenzten Sinn als synkretistisch bzw. ökumenisch bezeichnen. Die „Vermischung“ vollzieht sich spontan und unkontrolliert von den religiösen Hierarchien. Doch diese individuellen Glaubensüberzeugungen bedrohen tendenziell die Dimension der Gemeinschaft und der Gottesdienstversammlung, die in vielen der etablierten Religionen von erheblicher Bedeutung sind. Der protestantische Appell an das Individuum und das Gewissen des Einzelnen treffen hier tatsächlich, wie in einem Spiegel, auf eine ganz unerwartete Facette ihres eigenen Wesens.



Ein weiteres Resultat dieser kulturellen Umbruchsituation, in der man den Religionen ein neues positives Verständnis entgegenbringt und in der die Themen Gott und religiöse Erfahrung in der Literatur, im Theater und in den Medien keine Befangenheit mehr auslösen, ist eigenartigerweise ein abnehmendes Verständnis für die Bedeutung der Person Jesu Christi. Ein Grund dafür könnte darin liegen, dass in einem kulturellen Neuaufbruch „Gott“ nicht mehr mit den traditionellen Inhalten der „Distanz“ und „Ehrfurcht“ in Verbindung gebracht wird, sondern mit „Nähe“ und „Menschenfreundlichkeit“, Inhalten also, die einer christlichen Religion eher geläufig sind. Woran auch immer das liegen mag, viele Jungen und Mädchen in christlichen Kirchen haben keinerlei Probleme mit einem Glauben an „Gott“, verstehen dagegen nicht, warum Christus so überaus wichtig sein soll. Das ist natürlich eine ganz andere Erfahrung als die der Theologen des 20. Jahrhunderts, wo die Person Jesu noch ganz im Mittelpunkt stand: Er war der einzige Weg, um „Gott“ zu verstehen (nach jener Denkweise wäre man „ohne Jesus Atheist geworden“). Ich glaube nicht, man sollte wieder zu einer mehr patriarchalischen und autoritären Redeweise von Gott zurückkehren. Diese Alternative ist heute überholt. Doch den gekreuzigten und auferstandenen Jesus als Mitte des Glaubens zurückzugewinnen wird für die Kirche eine nicht zu unterschätzende Herausforderung sein. Und dann die Wunder und all das Geheimnisvolle, das die Person Jesu umgibt, abschaffen zu wollen, wäre mit Sicherheit keine gute Methode, das Problem in den Griff zu bekommen.

## 2. Die Rückkehr des Plurals

Beschreibt man die heutige Welt so, wie sie ist, werden die meisten der entscheidenden Hauptwörter im Plural stehen: *die* Medien, *die* verschiedenen Fernsehkanäle, *die* Religionen, *die* Mythologien und Kulturen. Diese Pluralität der Lebenswelten ist, schon für sich gesehen, ein hervorstechender Unterschied zur Lebenswelt des Norwegens meiner Kindheit, das von *einer* Kultur, *einer* Religion und nur *einem* Medienkanal geprägt war. Sie steht auch im Gegensatz zu Bultmanns Rede von „der Natur des modernen Menschen“, seinem Begriff von „moderner Literatur“ und der damals noch klar definierten Vorstellung von Zeitungen als den wichtigsten Nachrichtenmedien. Die Möglichkeit, zwischen verschiedenen Kanälen und Medien zu wählen, bestimmt heute ganz entscheidend die Realität westlicher kapitalistischer Gesellschaften. (Natürlich dürfen die tatsächlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Kanälen nicht übertrieben werden. Die meisten sind nur daran interessiert, Geld zu verdienen.)

Das Bewusstsein der Unterschiede und der Pluralität der Geschlechter, Kulturen und Religionen ist auf der anderen Seite nicht auf gleiche Weise das Ergebnis technischer Innovationen, sondern stellt, wie ich noch begründen werde, eine zutreffendere Interpretation der tatsächlichen Verhältnisse sowohl heute wie früher. Diesen Pluralendungen, die immer mehr auftauchen, Nostalgie entgegenzusetzen, ist zwar eine naheliegende Versuchung, doch keine brauchbare Lösung.



### 3. Die Entdeckung des Raumes zwischen Globalisierung und Individualisierung

Der Cyberspace vermittelt in der Tat die Erfahrung globaler Vertrautheit. Man ist in der Lage, mit jedermann, zu jeder Zeit und an jedem Ort Kontakt aufzunehmen und Unmengen von Information über x-beliebige Themen abzurufen. Das allgegenwärtige Mobiltelefon macht es möglich, jederzeit verfügbar zu sein und mit anderen zu kommunizieren. Die Erfahrung ist schon von besonderer Art: Man liest E-Mails von jemandem, der glaubt, man sei in Oslo oder in Glasgow oder man spricht mit Leuten, die meinen, man sei im Büro und spreche per Handy, während man in Wirklichkeit auf dem Gipfel eines Berges die Aussicht genießt. Und ebenso merkwürdig, wenn auch falsch, ist es, aus solchen Erfahrungen den Schluss zu ziehen, Entfernungen und die real existierenden Körper spielten keine Rolle mehr. Postmoderner Überschwang, der meint, man bewältige (damit) das Problem der Entfernungen und der körperlichen Grenzen, verpufft letztes Endes. Wenn ich in einem überfüllten Reisebus stecke, meine ich wirklich zu sehen, wie einige Leute mir zulächeln und ich lächle zurück, bis ich plötzlich merke, dass sie keineswegs mir zulächeln. Einige lächeln zum Klang der CDs oder des Radios in den Kopfhörern, andere lächeln einer mir unbekannt Person zu, mit der sie gerade auf dem Handy sprechen. Schau ich mich dann in meiner Umgebung näher um, steigt in mir der Verdacht auf, ich sei zum gegebenen Zeitpunkt im ganzen Bus der einzige, der wirklich da ist, alle anderen seien, zumindest in Gedanken, ganz woanders. Ich bin lediglich in eine Menge von Körpern eingezwängt, doch „das Leben spielt sich anderswo ab“. Wir (im Bus) sind keine Ansammlung von Menschen, noch viel weniger eine Gemeinschaft, wir sind vereinzelte Individuen, die sich zum gleichen Zeitpunkt zufällig „hier“ befinden. Eine Grunderfahrung im Zeitalter grenzenloser Kommunikation ist die Einsamkeit vor dem Bildschirm. Wie kann die Kirche mit dieser ungeheuren Herausforderung, mit dieser neuen Art eines „korporativen“ Individualismus fertig werden? Darüber müssten wir noch viel mehr miteinander reden. Die Richtung einer Antwort liegt dabei, wie könnte es anders sein, in einer ganz bestimmten Art des Zusammenseins: in der Erfahrung einer wirklichen ortsgebundenen Gemeinschaft in einem gegebenen und gemeinsam geteilten Raum.

## III. Der Einfluss der Information

### 1. Das Übermaß an Information

Im Zeitalter der elektronischen Medien gibt es keinen Mangel an Information. Radio, Fernsehen, die Werbung und das Internet bieten sie in Hülle und Fülle an. Das Problem ist nur herauszufinden, welche verlässlich ist, um als Konsument zu entscheiden, welcher Information und welchem Informanten man wirklich trauen kann. Das Seltsame dabei ist, dass Vertrauen eigentlich etwas mit der Person zu tun hat: man vertraut *jemandem*. Ich bin der Meinung, dass das einer der Gründe



ist, warum die Medien so großen Wert darauf legen, persönlich vertrauenswürdig zu sein. Wenn man nämlich niemandem mehr traut, kann man nur schwer herausfinden, welche Information glaubhaft ist.

Kein Wunder, dass die gegenwärtige weitverbreitete Unwilligkeit, Politikern und weltlichen wie religiösen Autoritäten Glauben zu schenken, in einer Kultur übernehmender Information das Grundproblem der Glaubwürdigkeit aufwirft. Die junge Generation ist es gewohnt, mit diesem Problem des Vertrauens fertig zu werden. *Eine* Option, mit der Pluralität auch des religiösen Angebots zurechtzukommen, ist: Man fängt noch einmal an, der Wahl von Eltern, Nachbarn und Freunden Vertrauen zu schenken. Die von nahe stehenden Menschen getroffenen Entscheidungen stellen sich dann als ausschlaggebend für die Wahl der eigenen religiösen Identität heraus. Es ist meine feste Überzeugung, dass die eigentliche Herausforderung der Kirchen in dieser Situation nicht darin liegt, immer noch mehr Information „auf den Markt zu werfen“ oder in Videospiele „mitreden“ zu können oder einen Internetzugang anzubieten, sondern als *vertrauenswürdig* erfahren zu werden, als Frauen und Männer, als Jungen und Mädchen, denen die Sorge um die Mitmenschen wirklich am Herzen liegt.

## 2. Gemeinsam hier und jetzt

Einige der grundlegenden Unterschiede zwischen „früher“ und „heute“ bieten in der Tat auch positive Ansatzpunkte: Ein wachsendes Bewusstsein der globalen Situation, die Verfügbarkeit von Information, die Anerkennung der Unterschiede zwischen den religiösen, kulturellen, geschlechtsspezifischen und sexuellen Identitäten (und die Anerkennung der gemeinsamen Probleme und Herausforderungen, die man zu bewältigen hat). Auf der anderen Seite wiederum ist der technologische Wandel natürlich nicht ganz unproblematisch. Der ungleiche Zugang zu den Medien ist eine ungeheure Herausforderung. Computer und Internet nutzen zu können, setzt einigen Wohlstand voraus, wodurch ein Großteil der Weltbevölkerung einfach „durch die Maschen des Netzes“ fällt. In westlichen Gesellschaften könnte die Frage des Zugangs oder Nichtzugangs Grundlage für die Entstehung eines neuen Klassensystems sein, das dem von früher ziemlich nahe käme.

Die Faszination für die Computer- und Videotechnologie hat sich bis heute auf eine Weise herausgebildet, die Mädchen und Frauen vom Bildschirm und längerfristig von den damit gegebenen Macht- und Einflussmöglichkeiten auszuschließen droht. Die Grundfragen, um die es hier geht, sind mit den Herausforderungen auf anderen Gebieten der Globalisierung identisch: es sind die Neuverteilung von Wohlstand und Einfluss auf Weltebene und die Abschaffung der Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern und Klassen.

Ich bin nicht der Meinung, der wichtigste Beitrag der Kirchen in dieser Situation bestehe darin, in Kommunikation und Technik innovativ zu sein. Doch ist es natürlich nicht belanglos, gelassen und ohne nostalgische Anwandlung über die Möglichkeiten der neuen Technologien Bescheid zu wissen. Und ebenso wenig ist es belanglos, die Möglichkeiten einer kulturellen Situation zu entdecken, in der



das Religiöse, Mythische und Magische nicht als verwirrende Gebilde von Menschenhand erfahren werden, sondern als Ressourcen auf der Suche nach Wahrheit und Identität.

Wo jedoch die Kirchen am meisten herausgefordert sind, ist jener Raum, der sich zwischen dem Bildschirm und dem globalen Netz auftut, das heißt dort, wo sich das Leben der Gemeinde abspielt, im Alltag wie in der gottesdienstlichen Versammlung. Es ist jener Raum, wo man die Freuden und Kraftquellen erkunden kann, eine Gemeinschaft zu sein, die zum Gottesdienst zusammenkommt, die singt, tanzt, brüderlich teilt und sich aktiv engagiert. Im Umgang mit diesen Aktivitäten haben die Kirchen, um es bescheiden zu sagen, doch einige Erfahrungen und Ressourcen anzubieten. In einer Situation, wo das Englische tendenziell zur Gemeinsprache geworden ist, zum Latein von heute, hat der Aufruf des Zweiten Vatikanischen Konzils zum Gebrauch der Landessprache nichts von seiner Bedeutung verloren.

Aber auch die Forderung, zuhören zu können, soll hier nicht übergangen werden. Die Fähigkeit und Bereitschaft, auf die Stimmen von Jungen und Mädchen zu hören, wird in der heutigen Situation mehr denn je zur Tugend. *Ihre* Fragen und Überlegungen könnten prophetisch ein. Meinen Sie nicht? Hören wir nur einfach zu, und das immer wieder.

1 Rudolf Bultmann, *Jesus Christ and Mythology*, New York 1958, S. 37; deutsch: *Jesus Christus und die Mythologie. Das Neue Testament im Licht der Bibelkritik*, Hamburg 1967, 38f.

2 Karl Barth, *Die kirchliche Dogmatik*, Bd. IV/4 (Die Taufe als Begründung des christlichen Lebens), Zürich 1967, 5, 103, 125.

Aus dem Englischen übersetzt von Franz Schmalz